



Auf dem Platz vor dem Jerusalemer Felsendom liest ein palästinensisches Mädchen aus dem Koran

»Trump hat schlau gehandelt«

Die Jerusalem-Entscheidung des amerikanischen Präsidenten setzt alle Konfliktparteien im Nahen Osten unter Druck, meint der Palästinenser Sari Nusseibeh

DIE ZEIT: Herr Nusseibeh, Sie haben für die Zwei-Staaten-Lösung gekämpft. Als diese Mitte der neunziger Jahre möglich schien, wechselten Sie aus der Politik in die Wissenschaft und bauten in Jerusalem die palästinensische Al-Kuds-Universität auf. Was bedeutete Ihnen dieser Schritt?

Sari Nusseibeh: Wir gingen damals fest davon aus, dass Ostjerusalem früher oder später die Hauptstadt Palästinas sein würde. Der Gedanke, dort eine akademische Gemeinschaft aufzubauen, hat mich gereizt. Wir wollten Jerusalem wieder zu einem intellektuellen und geistigen Zentrum machen.

ZEIT: Seither ist viel passiert. Eine Mauer wurde gezogen, und kürzlich hat US-Präsident Trump Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkannt. War Jerusalem als Uni-Standort wirklich die richtige Wahl?

Nusseibeh: Ich habe fest daran geglaubt, deshalb habe ich mich auch so dafür eingesetzt. Aber schon nach einem Jahr fand ich mich im Gerichtssaal wieder, in einem Kampf gegen Israels Weigerung, unsere akademischen Abschlüsse anzuerkennen. Dieser Kampf hält bis heute an.

ZEIT: Wie würden Sie den gegenwärtigen politischen Status von Ostjerusalem beschreiben?

Nusseibeh: Es herrscht ein Machtvakuum, Ostjerusalem ist führungslos. Nach dem Tod des Palästinenserführers Arafat gibt es aus den Reihen der politischen Elite nicht mehr die gleiche Unterstützung für Jerusalem wie zuvor. Die Stadt wurde links liegen gelassen und hat keinen Status.

ZEIT: Palästinensische Politik spielt anderswo.

Nusseibeh: Ja, ihr Zentrum ist nach dem Oslo-Prozess nach Ramallah umgezogen. Die Institutionen, die Zivilgesellschaft, wenn es sie denn gibt, haben Jerusalem verlassen.

ZEIT: Wofür steht Jerusalem dann noch?

Nusseibeh: In den achtziger Jahren wurde die Idee einer nationalen Identität geboren und eines eigenständigen Staates in den Grenzen von 1967 mit Ostjerusalem als Hauptstadt. Ostjerusalem ist für mich der Schlüssel dafür, ob es jemals eine Zwei-Staaten-Lösung geben wird. Übrigens kamen die Palästinenser nicht auf die Welt und fanden die Zwei-Staaten-Lösung gut. Es war ein langer, harter Kampf innerhalb der Gesellschaft.

ZEIT: Wann wurde Ihnen klar, dass das Oslo-Abkommen keine Zukunft hat?

Nusseibeh: Im Jahr 2000. Da habe ich realisiert: Sollten wir tatsächlich irgendwann einmal zu einer Zwei-Staaten-Lösung kommen, würde es nicht diejenige sein, die wir uns in den achtziger Jahren vorgestellt hatten und für die wir verhandelt hatten. Dagegen sprach die israelische Siedlungspolitik, und das zeigten auch meine Erfahrungen als Uni-Präsident mit den israelischen Behörden in Jerusalem.

ZEIT: Glauben Sie, dass Palästina jemals ein für sich allein lebensfähiger Staat werden kann?

Nusseibeh: Israel ist auch kein allein überlebensfähiger Staat, es ist abhängig von der Unterstützung durch die USA. Wir Palästinenser haben immer gedacht, dass wir als Staat mit ausländischer Unterstützung irgendwie würden existieren können. Natürlich haben wir nie geglaubt, vollständig unabhängig zu sein. Wir werden immer auf Kooperationen mit Nachbarstaaten angewiesen sein, dazu zählt neben den arabischen Ländern und der internationalen Gemeinschaft auch Israel. Wenn wir jetzt in Verhandlungen überhaupt noch etwas für uns Palästinenser erreichen können, wird das sehr wenig sein. Für die Zukunft von Jerusalem heißt das: Wir werden nur einen winzigen Rest von jener Bedeutung retten können, die Jerusalem einst für uns hatte.

ZEIT: Wird sich Israel seit Präsident Donald Trumps Hauptstadt-Entscheidung überhaupt noch auf eine feste Vereinbarung über zwei Staaten und über den künftigen Status von Jerusalem einlassen?

Nusseibeh: Es wird Sie vielleicht überraschen, wenn ich das sage: Israel hat immer versucht, eine Lösung mit den Palästinensern zu finden. Für sein zionistisches Projekt ist es äußerst wichtig, den Konflikt mit den Palästinensern beizulegen – und nicht, die Palästinenser zu bekämpfen oder zu besiegen. Stellen Sie sich doch einmal vor, was passieren würde, entschiede die palästinensische Führung plötzlich, nicht mehr mit Israel zu verhandeln, und entschlösse sich, die Autonomiebehörde in Ramallah aufzulösen und die Zwei-Staaten-Lösung aufzugeben. Dann gäbe es in Israel auf einmal nicht nur wie bisher eine Minderheit von etwa 20 Prozent, sondern von zusätzlich 30 oder 40 Prozent Arabern, die nicht dieselben Rechte haben wie die Israelis. Das wäre ein gewaltiges Problem für das Land, innen- wie außenpolitisch.

ZEIT: Ist die Zwei-Staaten-Lösung überhaupt für Palästinenser noch eine Option?

Nusseibeh: Der Präsident der Palästinensischen Autonomiebehörde Mahmud Abbas wird versuchen, weiter darüber zu verhandeln. Donald Trump hat übrigens – vielleicht unbewusst – extrem schlau gehandelt. Die Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels ist Teil eines Plans, eines Prozesses, mit dem er Palästinenser und Israelis dazu bringen will, wieder miteinander zu sprechen. Er setzt beide Sei-

ten unter Druck: Zu den Israelis sagt er, wenn ihr euch nicht mit der Autonomiebehörde in Ramallah auf eine Zwei-Staaten-Lösung einigt, bekommt ihr weitere vier Millionen palästinensische Bürger in eurem Land. Dann seid ihr, für alle Welt sichtbar, ein Apartheidstaat. Und zu den Palästinensern sagt Trump: Wenn ihr euch nicht mit den Israelis einigt, wird Jerusalem für euch verloren sein. Amerikas Präsident hat die Jerusalem-Frage ganz nach vorne geschubst. Das ist gut für uns. Der Umzug der israelischen US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem wird drei oder vier Jahre in Anspruch nehmen, also haben wir drei oder vier Jahre Zeit zu verhandeln.

ZEIT: Wie wichtig ist Jerusalem heute für Sie?

Nusseibeh: Jerusalem ist ein kompliziertes Gebilde. Sein Herz ist die Altstadt, dort lebte man. Die Viertel außerhalb dieses Kerns und im Umland, die später dazukamen, waren eine Art Fortsetzung der Altstadt und ihrer Netzwerke. Wollte man in die Schule, ins Krankenhaus oder auch nur Gemüse verkaufen, ging man in die Altstadt. Als die Stadt 1948 geteilt wurde, blieb das Netzwerk zwar noch eine Zeit lang bestehen, aber es zogen immer mehr Israelis in die Stadt, und das demografische Geflecht veränderte sich. Es leben jetzt andere Menschen dort. Aber mit der Jugend gibt es auch neues Leben. Jerusalemer zu sein ist für mich mindestens ebenso wichtig, wie ein Palästinenser zu sein.

Die Fragen stellte **Lea Frehse**



Sari Nusseibeh leitete bis 2014 die Al-Kuds-Uni in Jerusalem

Damit wir überhaupt etwas herauschlagen können, sind jetzt pragmatische Schritte notwendig. Ich glaube übrigens, jetzt wäre ein guter Zeitpunkt für Verhandlungen.

ZEIT: Warum gerade jetzt?

Nusseibeh: Ich verstehe heute, dass Jerusalem für Israelis eine Art Testfeld ist. Hier probieren sie aus, was aus ihrer Sicht funktionieren könnte. Während die jüdischen Siedlungen im Westjordanland noch von palästinensischen Landstrichen unterbrochen sind, breiten sich israelische Siedlungen in Ostjerusalem rasant um uns herum aus.

Ein Sehnsuchtsort für alle

Die Altstadt von Jerusalem sollte Juden, Christen und Muslimen eine gemeinsame Heimat sein **VON WALTER HOMOLKA**

Für uns Juden ist Jerusalem ein Sehnsuchtsort, so wie der Baum, zu dem ein Liebespaar immer wieder zurückkehrt, weil es sich in dessen Schatten erstmals seine Liebe gestanden hat. Es gibt eine traditionelle Einheit zwischen dem Gott Israels, dem Volk Israel und dem Land Israel. Gottes Thronessel ist für die Juden Jerusalem. Die Hoffnung auf Erlösung ist in der jüdischen Tradition unmittelbar mit Zion verbunden. »Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so möge meine Rechte verdorren«, heißt es in den Psalmen, und wir richten uns beim Gebet immer nach Jerusalem aus.

Um 1000 vor unserer Zeitrechnung machte König David Jerusalem zu seiner Hauptstadt, sein Sohn Salomon errichtete dort den ersten Tempel. Unter König Hiskia wurde der Jerusalemer Tempel schließlich zur zentralen Kult- und Wallfahrtsstätte Israels. Die Stadt entwickelte sich also früh zum Mittelpunkt der Verehrung Gottes, und so war es auch zur Zeit Jesu: Der herodianische Tempel war Gottes Wohnung bei seinem Volk und Zentrum des sozialen Lebens.

Doch im Jahr 70 nach Christus nahmen die Römer Jerusalem ein und zerstörten den Tempel mit dem Allerheiligsten. Für die jüdische Bevölkerung bedeutete die Eroberung den endgültigen Verlust politischer Autonomie. Viele verließen die Stadt.

Obwohl der Großteil der Juden heute in der Diaspora lebt, riss die Verbindung zu Jerusalem nie ab. Der Wunsch »Nächstes Jahr in Jerusalem!« bringt eine Sehnsucht zum Ausdruck, die sich über zwei Jahrtausende erhalten hat.

Doch Jerusalem wurde später auch Sehnsuchtsstätte für Christen und Muslime. Im alten Opferkult Israels waren auch sie, die anderen, bereits mitgedacht. Und nach dem Propheten Jesaja sollen alle Völker am Ende der Tage nach Jerusalem ziehen, um dort das endgültige Friedensreich zu empfangen. Das gilt insbesondere auch für die Christen, für die der Jude Jesus hier wirkte, hier gekreuzigt und begraben wurde, schließlich auferstanden ist. Doch zunächst entstand ein mächtiger Zwiß zwischen Juden und Christen um den wahren Glauben. Später war Jerusalem Hauptstadt des christlichen Kreuzfahrerstaats. Auch christliche Ritterorden heute führen ihren Ursprung auf dieses Königreich zurück. Und evangelikale Christen halten »die heilige Stadt Jerusalem« immer noch für ihre »spirituelle Hauptstadt«. So ist die amerikanische Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels ebenso die Einlösung eines Wahlversprechens, das US-Präsident Donald Trump vorrangig seiner evangelikalen Wählerschaft gemacht hat. Und der Islam? Für einen historischen Moment stand

Jerusalem auch an der Wiege dieser Religion. Daran erinnern der Felsendom und die Al-Aksa-Moschee aus dem 7. Jahrhundert. Nach islamischer Tradition soll Mohammed vom Tempelberg aus die Himmelfahrt und seine Begegnung mit Jesus und den früheren Propheten des Judentums unternommen haben.

Die Muslime beteten allerdings nur 14 Jahre in Richtung Jerusalem, bevor der Prophet im Jahr 624



Die Klagemauer: Seit Israel über Jerusalem herrscht, ist der Zugang zu allen heiligen Stätten gesichert

die Kaaba in Mekka zum Ort der Ausrichtung des Gebets machte. Doch fast 13 Jahrhunderte lang stand Jerusalem unter islamischer Herrschaft. 1917 erklärte sich Großbritannien schließlich einverstanden, eine »nationale Heimstätte« des jüdischen Volkes zu errichten. Der Völkerbund machte die Briten zur Mandatsmacht, und 1920 wurde Jerusalem Hauptstadt. Seither nimmt die Einwanderung von Juden aus aller Welt stetig zu. Im *Judenstaat* von 1896 klagt Theodor Herzl: »Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwängliche Patrioten, vergebens bemühen wir uns, den Ruhm unserer Vaterländer in Künsten und Wissenschaften, ihren Reichtum durch Handel und Verkehr zu erhöhen.« Die Schoah hat Herzls Klage grausam bestätigt: Erst die Wiedererrichtung eines jüdischen Staates könne den Juden Gleichberechtigung unter den Nationen gewähren.

Deshalb beschlossen die Vereinten Nationen 1947, einen vorwiegend jüdischen und einen palästinensischen Staat zu schaffen – mit Jerusalem als internationaler Stadt und mit gleichberechtigtem Zugang zu den heiligen Stätten. Nach dem Sieg im Unabhängigkeitskrieg machte Staatsgründer David Ben-Gurion Jerusalem 1950 zur Hauptstadt des wiedererstandenen Staates Israel. Jordanien annektierte daraufhin das Westjordanland und Ostjerusa-

lem. Im Sechstagekrieg 1967 erlangte Israel erneut die Souveränität über ganz Jerusalem und stellte den allgemeinen, ungehinderten Zugang zu den heiligen Stätten sicher. Juden konnten nun endlich wieder an der Westmauer des herodianischen Tempels beten.

Das Heilige ist aber auch gefährlich. Im Vorhof Jerusalems gibt es viele, die sich ohne Rücksichtnahme auf die jeweils andere Religion zum Heil drängeln. Wie bringt man sie zusammen? In *Alneuland*, einem Roman von der Zukunft Jerusalems, hatte Theodor Herzl 1902 eine Friedensvision: »Es gab da Pilgerhäuser für die Gläubigen aller Bekenntnisse. Christen, Mohammedaner und Juden. Ein gewaltiges Viereck nahm der Friedenspalast ein, in welchem die internationalen Kongresse von Friedensfreunden und von Gelehrten aller Wissenszweige abgehalten wurden. Die Altstadt war überhaupt ein internationaler Ort, welcher allen Völkern als eine Heimat erscheinen musste. Denn hier waren auch alle Formen der Hilfe versammelt: Glaube, Liebe, Wissenschaft.« Diese Vision hält der Gründervater des Zionismus für alle Gläubigen bereit. So könnte es werden. Nur wann?

Rabbiner Walter Homolka ist Professor für Jüdische Theologie an der Universität Potsdam